

Menschen sind nicht stapelbar - zu Hause nicht und in der Schule auch nicht

Autor(en): **Jegge, Jürg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastico grischun**

Band (Jahr): **68 (2006-2007)**

Heft 7: **Menschen sind nicht stapelbar**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-357609>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Menschen sind nicht stapelbar – zu Hause nicht und in der Schule auch nicht

von Jürg Jegge

Es gibt im Leben eines Buchautors fünf grosse Augenblicke:

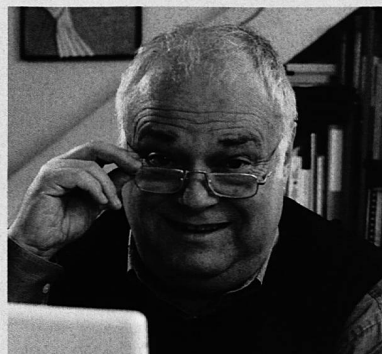
1. Wenn er das Manuskript fertig hat
2. Wenn er einen Verleger gefunden hat
3. Wenn er das Buch zum ersten Mal in Händen hält
4. Wenn er dem Buch zum ersten Mal in der Buchhandlung (oder noch besser: im Schaufenster) begegnet und
5. Wenn er sein Buch zum ersten Mal auf dem Flohmarkt entdeckt.

Mit meinem ersten Buch «Dummheit ist lernbar» habe ich all das erlebt. Es ist jetzt dreissig Jahre her, seit es erschienen ist. Für mein neuestes Buch «Die Krümmung der Gurke» – es befindet sich erst seit kurzer Zeit auf dem langen Weg zum Flohmarkt – wollte ich herausfinden: Ist Dummheit immer noch lernbar, oder hat sich da in der Schule in diesen dreissig Jahren etwas verändert? Und vor allem: Hat sich für die sogenannte «schwachen», also die nicht «schulkonformen» Schüler etwas verändert?

Ich redete also mit Schülern, mit Lehrerinnen, mit Leuten von der Schulverwaltung und von der Schulbehörde, und ich las mich durch die neuere Fachliteratur.

Und?

1. An sich herrscht in den Schulen Hochbetrieb: Untersuchungen werden gemacht, Vergleiche angestellt, Qualitäten gesichert und gemanagt, Leitbilder geschaffen und auf Hochglanzpapier gedruckt, Mitarbeiter beurteilt.
2. Aber nach wie vor erhalten in diesen Schulen Kinder nicht die Förderung, die sie zu einem selbstbestimmten Leben befähigt. Förderungen, denen sie unterzogen werden, zielen meist auf eine leichtere Handhabung der Kinder. So ist zum Beispiel die oft zitierte Förderung der Schwachbegabten in den meisten Fällen keine Förderung. Man versucht lediglich, die ärgsten Löcher zu stopfen, also aus sehr schlechten Rechnern wenigstens schlechte zu machen.



Autobiographie von Jürg Jegge:

- geboren in Zürich, 29. Juli 1943
- aufgewachsen in Küsnacht ZH
- 20 Jahre Lehrer (Normal- und Sonderklasse)
- Mit-Gründer und seit 20 Jahren Leiter des Märtplatz, einer Lernstatt für junge Menschen mit Startschwierigkeiten
- Liedermacher (nicht mehr)
- Buchautor (immer noch)
- Radio, Fernsehen, Theater (nicht mehr)

3. Nach wie vor gehen Kinder mit Angst zur Schule und müssen therapeutisch unterstützt werden – in den Fällen, in denen das überhaupt bemerkt wird.
4. Nach wie vor wird entlang der bestehenden sozialen Klassengrenzen selektionierte. Wers nicht glaubt, frage eine Sonderklassenlehrerin danach, was die Eltern ihrer Schüler beruflich treiben.
5. Nach wie vor werden die nicht angepassten, die leistungsschwachen Kinder auf verschiedenste Weise ausgesondert. Dabei gibt es auch «weiche Formen der Aussonderung», wie unser Märtplätzer Matthias berichtete: «Bei uns war es so, dass die Lehrer der Oberstufe immer nach dem Durchschnitt geschickt haben. Wer schlechter wurde, wurde getadelt, so dass wir – ich gehörte da meist dazu – schliesslich abhängten und sagten: Blamer doch i d Schue!»





6. All das wurde in den letzten dreissig Jahren heftig und gründlich untersucht. Die Untersuchungen wurden veröffentlicht, sie sind allgemein zugänglich. Im wirklich Wesentlichen hat sich nichts geändert. Man weiss heute viel genauer, warum etwas falsch ist, das man tut. Aber man macht es immer noch falsch. Und zwar grundsätzlich falsch.

7. Wo sichtbare Entwicklungen stattfinden, zielten die Reformen auf Leistungssteigerung, Effizienz und Normierung (Stichworte: Pisa, Bildungsstandards). Mit andern Worten: Man erhöht die Stapelbarkeit der Kinder. Ein Stapel ist laut Herkunftswörterbuch ein «geschichteter Haufen, Warenlager, Verkaufsplatz.» Man schaut also, dass die Kinder sich später besser verkaufen können (eben, die «Ich-AG»). Aber damit erhöht man den Druck auf die schwachen Schüler.

8. Unter diesem Druck leiden mittlerweile nicht nur die Schwächsten. Immer mehr zeigen sich auch bei «normalen» Kindern Depressionen und andere Formen des Leids.

Konkret: Bei siebenundfünfzig Prozent aller Drittklässler im Kanton Zürich wurde (laut einer 2003 veröffentlichten Studie) im Lauf ihrer kurzen Schulzeit bereits eine sonderpädagogische oder sonstige Massnahme notwendig. Dazu kommen noch die privat organisierten Therapien und Nachhilfen, über die keine Zahlen vorliegen. Andere Untersuchungen zeigen: Die Anzahl der Kinder, die wegen Schulproblemen beim Schulpsychologischen Dienst angemeldet werden, steigt ebenfalls von Jahr zu Jahr. Rund zehn Prozent (in manchen Schulgemeinden sind es bis zu fünfzig Prozent) der Knirpse in jedem Jahrgang sind davon betroffen. Das sind ungefähr doppelt so viele wie vor fünfzehn Jahren. Ein Schulpsychologe berichtete, dass rund zwanzig Prozent aller Schüler seiner Gemeinde wegen deutlicher Anzeichen von Depressionen oder wegen sonstiger Angstzustände bei ihm angemeldet sind.

Man stelle sich das bei einer Beiz vor: Siebenundfünfzig Prozent der Gäste müssen zum Arzt, nachdem sie dort gegessen haben, ungefähr die Hälfte davon wird zum Spezialarzt oder ins Spital weitergeleitet,

dazu kommt eine unbekannte Anzahl von Essern, die sich ihre Magenverstimmung aus der Hausapotheke kurieren. Wie lange bliebe das Lokal wohl noch offen? Die Lebensmittelkontrolle würde sehr rasch und vermutlich ziemlich wirkungsvoll eingreifen.

Der Besitzer könnte die Schuld wohl kaum seinem Servierpersonal zuschieben. Das ist in der Schule nicht anders: Weitaus die meisten der Lehrerinnen und Lehrer geben sich redlich Mühe, eine gute Arbeit zu leisten. Aber sie sind selber unter Druck. Und dieser Druck kommt von verschiedensten Seiten: Von der Schulbehörde, die lieber eine kontrollierbare als eine lebendige Schule möchte. Von den Eltern, die aus lauter Angst, ihr Kind finde später seinen Weg nicht, schon heute lieber ein erfolgreiches als ein fröhliches Kind haben.

Auf gar keinen Fall könnte sich der Betreiber des Restaurants darauf hinausreden, der Grund für dieses Malaise sei bei seinen Gästen zu suchen. Diese müssten eben widerstandsfähigere Mägen haben. Aber genau das passiert in der Schule. Die Kinder seien nicht mehr wie früher, frecher, weni-

ger belastbar, unaufmerksamer, kämen aus schlechteren Familienverhältnissen, redeten verschiedene Sprachen, hätten verschiedene kulturelle Hintergründe, seien zu wenig anpassungsfähig. Kurz: Die Schule wäre schon recht, man müsste halt andere Schüler dafür haben. Dummerweise haben wir jetzt diese Kinder, und die kommen jeden Tag in die Schule und haben ein Anrecht darauf, dass sie ihren Begabungen gemäss so gut wie nur möglich gefördert werden.

Das alles ist keine Anklage, sondern ein Befund. Zudem einer, der gut erforscht und breit abgestützt ist. Deshalb können wir uns die Schwarzpeterspiele gleich schenken, in denen die Eltern dem Lehrer, der Lehrer der Schulbehörde und diese den Schülern die Schuld zuschieben – oder umgekehrt. Es geht viel mehr um die Frage: Was können wir anders machen, als Eltern, als Schulbehörden, als LehrerInnen, als Schulentwickler, als Lehrmeisterin am Märtplatz, als Märtplatzleiter?

Man soll da wirklich bei sich selber anfangen. Deshalb will ich ihnen berichten, was wir am Märtplatz in dieser Sache unternehmen. Interessanterweise deckt sich das weitgehend mit dem, was einige Kolleginnen, Kollegen und Schulfachleute an der Volksschule seit den 60er-Jahren sich aus-

dachten und auch ausprobierten. Auch dort war die Frage: Wie schafft man es, im bestehenden Rahmen selbstständiges Lernen zu ermöglichen, einen guten Umgang miteinander zu schaffen und die staatlichen Vorgaben trotzdem zu erfüllen? Diese Bewegung führte in der Volksschule zu guten Reformschritten für den Unterricht. Sobald jedoch weiter gehende, grundsätzliche Neuerungen angestrebt wurden, traten oft massive Schwierigkeiten auf, die wir am Märtplatz so nicht kannten. In diesem Punkt genossen wir eine gewisse Narrenfreiheit. Wir konnten unsere Ideen meist ungestört verwirklichen.

Es sind also Ideen gefragt. Vorschläge für eine Schule mit weniger Rückschlägen. Mein Vorschlag wäre – und, eben, nicht nur meiner: Pflege der Vielfalt statt Einüben der Stapelbarkeit.

Nun hat es mit der Pflege der Vielfalt in der Schule seine Schwierigkeiten. Als junger Lehrer, in Pfungen im Zürcher Weinland, hatte ich 47 Schulkinder zu unterrichten, in 2 Klassen. Das Zimmer war zum Bersten voll. Die Kindlein in der hintersten Reihe konnten sich, ohne mit ihrem Stuhl zu schaukeln, an der Hinterwand anlehnen; die in der vordersten Reihe mussten jedesmal den Kopf einziehen, wenn ich die Wandtafel umdrehen wollte. Für Individua-

lität war da kaum Platz. Und doch: Da sassen 47 Kinder, jedes mit einer ganz eigenen Geschichte, jedes mit ganz eigenen Fähigkeiten und Interessen. Jedes fand etwas anderes lustig, bei jedem war es etwas anderes, was es freute oder traurig machte. Und nur schon wenn ich «Afrika» sagte (oder «Katze» oder «Skifahren»), hatte jedes ein ganz anderes Bild vor Augen. Das alles bemerkte ich damals noch nicht. Ich war froh, wenn ich den Rechenstoff für die fünfte oder die Geografiestunde für die sechste Klasse einigermaßen über die Runden brachte. Ich sang viel mit den Kindern und erzählte ihnen Geschichten. Beides mochten sie gerne. Ich auch. Abweichungen, soweit sie von den Kindern kamen, erlebte ich hauptsächlich als Störungen im mühevollen Schulalltag: Schwatzen, Spicken, Unaufmerksamkeit, Zuspätkommen, unerledigte Hausaufgaben.

In den folgenden Jahren hatte ich immer weniger Schüler. Ich unterrichtete an der Realschule, dann an der Oberschule, dann in der Sonderklasse und schliesslich im Schulversuch «Schule in Kleingruppen». Mit jedem meiner Lehrstellenwechsel sank auch die Schülerzahl, im Verlauf meiner zwanzig Unterrichtsjahre von 47 auf fünf. Das Schulehalten wurde für mich so immer einfacher. Es fiel mir immer leichter, zu unterrichten, auch wenn nach und nach das Kanonsingen schwierig wurde, was mich aber nicht weiter störte.

Allerdings gab es einen Punkt, ab dem nicht nur das Kanonsingen, sondern das Schulehalten generell wieder schwieriger wurde. Der dürfte so ungefähr bei acht Schülern liegen. Mit weniger als acht Schülern wirds für den Lehrer ziemlich rasch ziemlich anspruchsvoller. Die Kinder bringen ihre eigene Individualität viel stärker ein. Sie trauen sich viel mehr zu zeigen, wie es ihnen geht; sie werden anspruchsvoller, zeigen mehr von sich selber, äussern sich leichter. Ihre eigene Geschichte kommt stärker zum Vorschein, ihre Herkunft, ihre Vorerfahrungen mit der Schule, aber auch mit dem, was in der Schule zur Sprache kommt, ihr Vorwissen über die hier verhandelten Dinge. Das machte meine Schule sofort abwechslungsreicher, farbiger, lustiger, befriedigender für mich als Lehrer, aber auch störanfälliger.



All das hatte ich in meiner Pfungemer 47-Kinder-Klasse nicht bemerkt, höchstens geahnt. Da kam es schon vor, dass ein Lausbub zu weinen anfang, wenn ich ihm ein Diktat mit einer schlechten Note zurückgab. Da fiel mir ein Mädchen als musikalisch auf. Da gab es einige wenige, von denen ich den Eindruck hatte: Denen müsste man zuerst etwas ordentliches zu essen geben, bevor man ihnen mit Rechnen kommt. Das waren aber insgesamt eher beiläufige Verkomplizierungen im Schulalltag.

Warum ich das alles nur am Rande bemerkte? Das lag nicht allein an mir, dem Anfänger. Das Korsett des Schulalltags war dafür ganz einfach zu eng. Ich war als Lehrer beschäftigt mit der Aufrechterhaltung der Ordnung im Schulzimmer und im Hausflur, ich hielt meine Klasse im Zaum, ich übte Stoffdruck aus (am Oberseminar hatte man uns empfohlen: «Wenn die Kindlein Quatsch machen, hilft es, wenn man einfach mit dem Schulstoff etwas mehr drückt»), ich musste Hausaufgaben austeilen und kontrollieren – und bei alledem versuchte ich noch, einen einigermaßen interessanten Unterricht zu erteilen. Ich denke, das gelang mir manchmal auch. Aber ich war weit davon entfernt, sie auch nur zu erkennen, die Vielfalt, die sich da vor mir ausbreitete.

Die da wuselte und zappelte, und die ich nur durch Aufrechterhaltung von Schulstrukturen einigermaßen im Griff behielt. Natürlich gab es die Augenblicke, in denen wir anders, vernünftiger miteinander umgingen, im Klassenlager oder bei kleineren Festlein, aber das konnten immer nur Ausnahmen sein.

Heute sind in den meisten Schulen die Unterschiede zwischen den einzelnen Schülerinnen so deutlich geworden, dass sie nicht mehr zu übersehen und schon gar nicht zu unterdrücken sind. Die Kinder kommen aus den verschiedensten Verhältnissen, sprechen unterschiedliche Sprachen, haben vielfältige Vorgeschichten und Lebenserfahrungen, so dass nur allzuoft ein einigermaßen ordentlicher Schulbetrieb, wie ich ihn in Pfungen aufrecht zu erhalten versuchte, gar nicht mehr möglich ist. Und vielleicht zum ersten Mal erleben viele Lehrpersonen, was es heisst, dauerhaft überfordert zu sein, zuverlässig zu versagen, einer Aufgabe solide nicht mehr gewachsen zu sein. Und dieser Druck ist gross, weil ja die meisten Volksschullehrer/innen eine «gute» Schule machen wollen.

Natürlich war das schon früher so. Schon immer unterschieden sich die Kinder nach

Herkunft, Vorgeschichte, Erfahrungen, Begabungen, Fähigkeiten, Interessen, Fertigkeiten. Und diese Unterschiede waren gross, schon immer. Nur liess sich das alles übersehen. Höchstens in besonders auffälligen Fällen von Krankheiten, Minderbegabungen oder Höchstleistungen wurde es bemerkt und, je nachdem, geahndet, belobigt oder gefördert. Aber im grossen Ganzen beschränkte man sich meist darauf, Vorkehrungen zu treffen, dass sich die Vielfalt dessen, was da beieinander sass, nicht allzu störend auf die angestrebte Veranstaltung namens Unterricht auswirkte.

Heute leite ich also den «Märtplatz». 27 sogenannten schwierige junge Menschen bevölkern unser Institut, das ist etwas mehr als die Hälfte meiner damaligen Pfungemer Schülerzahl. Die machen bei uns eine Berufsausbildung, die jüngsten sind 18 Jahre alt. Wir versuchen, so konsequent wie möglich der Vielfalt unserer jungen Menschen, ihrer Geschichte, ihrer Herkunft, ihren unterschiedlichen Fähigkeiten, Fertigkeiten, Begabungen und Interessen Rechnung zu tragen und so gewissermaßen eine magenfreundlichere Beiz zu führen. Ich will nicht behaupten, dass wir das einzige magenschonende Lokal führen. Und schon gar nicht will ich die «Diktatur des Vegetariats» fordern. Aber wir führen ein Lokal, das funktioniert. Und davon will ich berichten.

Unsere wichtigste allgemeine Regelung lautet: Möglichst wenig allgemeine Regelungen. Es gibt viele Institutionen in unserem Bereich, die einmal als lustige, lebendige Angelegenheit begonnen hatten. Aber seither regelte man ein auftauchendes Problem nach dem andern «ein- für allemal». Dabei geriet man folgerichtig in einen eigentlichen Versteinerungsprozess, der alle, Leiter, Ausbilder wie Auszubildende ganz unmerklich, aber wirkungsvoll entmündigte. Gleichwohl gibt es auch bei uns gewisse Grundhaltungen, durch die wir die Vielfalt der Lebensäusserungen unserer Lehrlinge zu erhalten und zu fördern versuchen. Sie haben sich in unserer jetzt über 20-jährigen Arbeit als hilfreich erwiesen. Und bei offenen Umfragen unter unseren jungen Leuten stehen sie in manchmal veränderter Reihenfolge, aber regelmässig unter den Vorteilen des Märtplatzes oben an. Es sind vor allem drei Stichworte, die da immer aufge-



führt werden, und die wären auch Grundlage einer Schulentwicklungsarbeit innerhalb der Volksschule:

1. Freiraum
2. Respekt
3. Vielfalt an Anregungen

Zum ersten Punkt: Freiraum

Das heisst vor allem: Raum für Entdeckung und Entwicklung der eigenen Interessen, Begabungen, Fertigkeiten. Unsere Lehrbetriebe (Küche, Schneiderei, Keramikatelier, Medienwerkstatt, Renovierwerkstatt, Theaterwerkstatt, Fotoatelier, Journalistenwerkstatt) sind nicht unter Produktionsdruck. Lehrmeisterinnen wie Lehrlinge dürfen spinnen, ihren eigenen Ideen und Vorstellungen nachgehen. Natürlich entsteht auch hier Arbeitsdruck, etwa wenn das Bühnenbild für eine freie Theatergruppe rechtzeitig zur Premiere fertig gestellt werden muss. Aber der dauernde Zwang, sein Leben sich selber verdienen und immer etwas leisten zu müssen, kommt noch früh genug. Jetzt geht es um anderes. Die Leute sollen zuerst einmal das aufrechte Gehen erlernen; das Hinken kommt noch früh genug, wenn sie sich einmal den Fuss verstauchen, das braucht man nicht mit ihnen zu üben.

Freiraum heisst auch: individuelle, mit den betreffenden Menschen erarbeitete und auf sie zugeschnittene Konzepte, für das Wohnen, für die Ausbildung und für den Übergang ins Berufsleben. Jeder Lehrling hat eine eigene kleine Wohnung zur Verfügung. Er soll möglichst selbstständig sich ausprobieren können. Wir reden ihm nicht in seine Lebensführung hinein, solange er sich im Grossen und Ganzen ausbildbar zeigt. Auch bei der Ausbildung selber schauen wir: Wie weit kann dieser Lehrling kommen? Welche zusätzlichen Qualifikationen könnte er sich noch erwerben? So machen z.B. unsere Fotofach-Angestellten noch den EU-Abschluss als Fotograf, in Wien. So haben sie mit einer einzigen Ausbildung zwei Abschlüsse, und einer davon ist erst noch EU-kompatibel.

Wenn man den Menschen Raum für ihre eigene Entwicklung zugesteht, dann wird dieser Raum auch benützt und immer ausgiebiger benützt. Natürlich vollzieht sich das bei den einzelnen Menschen unter-



schiedlich schnell. Am längsten dauert es nach meiner Erfahrung bei überbraven, überangepassten, stark entmutigten oder bei überaggressiven Menschen. Aber in jedem Fall kommt es früher oder später zu eigenen Lebensäusserungen, es wird ein eigenes, unverwechselbares Profil sichtbar und es zeigen sich Anzeichen einer Entwicklung dieses Profils. Alle diese Entwicklungen zusammen ergeben das, was wir das «Grundrauschen» nennen.

Es ist fast dreissig Jahre her, da telefonierte ich eines Nachmittags mit Adolf Muschg. Im Nebenhause lärmte ein Presslufthammer. Plötzlich sagte Muschg: «Was isch au das für en Lärme da bi dir, gisch du Schuel?» Sehr viel schien er von meinen pädagogischen Dressurkünsten nicht zu halten. Aber es stimmt natürlich: Wenn ich in einer Schulklasse den Kindern Freiraum gebe und diese ihn auch nutzen, wenn jede und jeder etwas werkelt, dann entsteht ein gewisses Grundgeräusch. Das muss nicht gleich die Lautstärke eines Pressluftgeräts haben, aber man muss Stille, wenn man sie braucht, erst organisieren.

«Grundrauschen» meint aber mehr: Der Begriff kommt aus der Nachrichtentechnik. Mit Rauschen bezeichnet man dort die

Schwankungen der Elementarteilchen in einem technischen Gerät, die auf dem Anzeigergerät sichtbar oder als Geräusch zu vernehmen sind. In der Technik wird dieses Grundrauschen unterdrückt, damit ein zusätzliches Nutzsignal besser zu erkennen ist. Im menschlichen Bereich aber ist das Grundrauschen ein Zeichen der Vielfalt. Es besteht aus allen möglichen Denk-, Sinnes- und Gefühlsäusserungen. Aus diesem Grundrauschen ragen dann besondere Leistungen, Talente und Begabungen hervor. Das Grundrauschen pflegen, heisst, die Basis legen für exzellente Leistungen. So merken wir am Markt plötzlich: Wir haben ja einen oder zwei grossartige Sprayer, Rapper oder Slam-Poeten unter unseren Lehrlingen. Einen hochbegabten Töpfer, ein paar sehr gute SchreiberInnen. Oder zwei wunderbar versponnene Ausdenkerinnen völlig unnötiger Erfindungen, wie Schneeketten für den Fussball, damit man auch im Winter kicken kann. Und das versuchen wir dann nach Kräften zu fördern.

Für die Schule heisst das: Es entsteht so ein «Lernraum Schule», in dem die Lebenserfahrungen der Kinder für den Unterricht wichtig werden, in dem die Organisation dieses Unterrichts eine grösstmögliche Lernfreiheit gewährleistet und in dem die

Vielfalt aller Lebensäusserungen, das Grundrauschen spürbar wird. Ein Lernraum, in dem die Kinder einzeln oder in kleinen Gruppen ihre Stärken und ihre Interessen entdecken und entwickeln können. Das war noch nie so einfach wie heute, wo Hilfsmittel wie das Internet zur Verfügung stehen. Und wie es praktisch funktionieren kann, zeigen viele der kleinen Mehrklassenschulen in den Berggebieten.

Zum Zweiten Punkt: Respekt

All diesen Entwicklungen gilt es mit Respekt zu begegnen. Das heisst zum Beispiel, dass wir sie nicht sofort in irgend eine (vielleicht uns, vielleicht nur uns einleuchtende) Richtung lenken dürfen. Oder es heisst, dass wir nicht sofort alles beurteilen oder gar benoten sollen. Die schriftliche Beurteilung des Verhaltens eines Menschen ist immer eine Anmassung. Wie können einzelne Wörter oder Kurzbeschreibungen auf beschränktem Platz dem Charakter eines Menschen oder seinen Verhaltensweisen gerecht werden? Sie haben keinen Aussagewert für die Zukunft, weil Menschen sich entwickeln.

Aber «Respekt» meint noch mehr. Unsere Lehrlinge zählen in ihrer Umfrage auf:

Hilfsbereitschaft, gutes Arbeitsklima, viel Verständnis, es wird individuell auf die Leute eingegangen, Ideen der Lehrlinge werden miteinbezogen, Mitspracherecht, Offenheit.

Aber «Respekt» meint noch mehr als blossen Respekt. Es geht darum, den Menschen, mit denen man zusammenarbeitet, ihre Würde zu lassen. In seinem Buch «Politik der Würde» schreibt der israelische Philosoph Avishai Margalit: «Entwürdigung heisst, Menschen so zu behandeln, als wären sie keine Menschen, sondern Tiere, Dinge oder Maschinen. Die Bürokratie hat diesen Vergleichsmöglichkeiten eine weitere Variante hinzugefügt: Man kann mit jemandem so umgehen, als wäre er bloss eine Nummer.» Natürlich soll man auch mit Tieren, Dingen oder Maschinen respektvoll, oder sagen wir: sorgfältig umgehen, und zumindest mit Maschinen tut man das auch. Aber Menschen sind wichtiger als Maschinen. Unsere Lehrlinge sind da oft sehr heikel, und nicht immer gelingt es uns, uns in ihren Standpunkt hinein zu denken; oder uns so zu verhalten, dass sie sich nicht entwürdigt fühlen. Gerade verletzte Menschen sind oft sehr verletzlich.

Respekt vor der Entwicklung, die da passiert, heisst aber auch: Man trägt der Tat-

sache Rechnung, dass diese Entwicklung bei jedem Menschen nicht nur unterschiedlich, sondern auch in unterschiedlichem Tempo verläuft. Nach zwanzig Jahren Schule und zwanzig Jahren Märtplatz bin ich überzeugt, dass viele Menschen viel mehr erreichen können, wenn man ihnen die dazu nötige Zeit lässt. Zudem gibt es keine Untersuchung, die beweist, dass Leute, die für das Erlernen ihres Berufs mehr Zeit brauchen als andere, später schlechtere Berufsleute werden. Aber ich weiss von vielen Einzelfällen, die das Gegenteil belegen. Einer, ein Töpfer, trat drei Mal zur Abschlussprüfung an. Vor der dritten Prüfung fragte ihn der Experte: «Was werden Sie tun, wenn Sie diesmal wieder durchfallen?» Er antwortete: «Dann sehen Sie mich in drei Jahren wieder.» So stand das nämlich im Prüfungsreglement. Er bestand die Prüfung, und er weiss bis heute nicht, ob wegen dieser Drohung oder seiner Leistung. Heute ist er ein viel beachteter Töpfer mit eigenen Ausstellungen im In- und Ausland.

Eine wichtige Konsequenz für die Schule wäre: Ziel ist und bleibt der Lehrplan. Er legt das Basiswissen fest, die Orientierungspunkte gewissermassen. Doch es ist den Kindern nicht vorgeschrieben, in welchem Tempo sie dessen Ziele erreicht, müssen. Und für die Anschlüsse werden keine Zeugnisse mit Leistungsnoten verlangt, sondern Anforderungen definiert: Für eine Berufslehre als Bäcker musst du dieses und jenes können, für den Übertritt in die Mittelschule jenes und dieses. Natürlich müssten für den Aufenthalt in diesem «Lernraum Schule» eine Mindest- und eine Höchstdauer festgelegt werden, aber darüber hinaus bräuchte es weder Aufteilungen in Schultypen noch Klassenwiederholungen. Auf Zeugnisse (die ja nur eine verunglückte Abstraktion darstellen) könnte man überhaupt verzichten und dafür die Arbeit des Schülers sorgfältig und liebevoll beschreiben.

Zum dritten Punkt: Vielfalt an Anregungen

Wir sind das am Märtplatz von Anfang an pragmatisch angegangen. Was sollte ein Mensch für Fertigkeiten entwickeln, damit er in dieser Welt nicht gleich auf die Nase fällt? Er sollte:



- sich einrichten
- sich ausdrücken
- sich zurechtfinden
- sich pflegen
- sich wehren können.

Neben der eigentlichen Berufsausbildung können sich also unsere Lehrlinge in (meist nachmittäglichen) Kursen, Clubabenden, Begegnungen mit interessanten Menschen usw. solche zusätzlichen Fertigkeiten, Anregungen und Einsichten erwerben. Das geht von Malen, Zeichnen, Theaterspielen, Seiltanzen über Philosophie, Geologie, Begegnungen mit Menschen, die Ungewöhnliches zu berichten haben, Konzerte, Kabarettprogramme bis zur Buchhaltung oder zum Ausfüllen der Steuererklärung.

Alles wird gemeinsam geplant, und die Lehrlinge suchen sich aus dem Angebot heraus, was sie interessiert.

Das hat mit Kultur zu tun.

Oscar Wilde, der hochnäsige Stutzer und bedeutende Dramatiker, wurde einmal in einem Interview gefragt, warum Amerika ein derart gewalttätiges Land sei. Seine Antwort: «Weil die Amerikaner so hässliche Tapeten haben.» Daraus spricht viel europäische Überheblichkeit (ausserdem stammten die Tapeten vermutlich aus England, oder waren zumindest englischen Vorbildern nachgebildet). Aber der Satz spricht einen wichtigen Sachverhalt an, wie der Philosoph und Publizist Ludwig Hasler ausdeutscht: «Statt pädagogisch-moralisch auf die Menschen einzureden, verführt man sie besser zu Neugier, Wachheit, Präsenz. Aufmerksamkeit, der Kern jeder Ethik, lässt sich nicht befehlen. Eher entlocken.»

Wir pflegen am Märtplatz gewissermassen eine Didaktik der Tapete. Oder vielleicht könnte man sagen: Wir vertrauen auf das Grundrauschen der Tapete – wenn denn eine Tapete rauschen kann. Also: essen, trinken, Feste feiern, überhaupt anständig miteinander umgehen. Und natürlich auch Kultur im engeren Sinne: Theateraufführungen, Lesungen, Konzerte, Ausstellungen, Begegnungen mit andern Menschen. Ganz wichtig ist dabei, dass all das in keiner Weise obligatorisch ist. Wir haben auch Lehrlinge, die sagen: «Was soll das alles?

Ich will Koch werden, was interessieren mich da Theateraufführungen.» Die spielen deswegen nicht in der zweiten Liga. Wir vertrauen einfach auf die Wirkung der Tapete. Durch diese Ereignisse in ihrer Gesamtheit und dadurch, dass sie selbstverständlich werden, entsteht eine Atmosphäre, die ganz einfach ansteckend wirkt. Und plötzlich kommt so ein Koch zu einer Theatervorstellung, einfach deshalb, weil er die Auftretenden beim Mittagessen kennen gelernt hat und es ihn wunder nimmt, was die am Abend auf der Bühne treiben.

Es geht also ganz einfach darum, dass die vielfältigen Begabungen, Fähigkeiten und Fertigkeiten auch vielfältige Anreize zur Entwicklung und zur Weiterentwicklung erfahren. Jedes Ding, jedes Phänomen kann Ausgangspunkt des Lernens sein, nicht nur das, was in der Naturkundesammlung des Lehrerzimmers steht. Das würde eine radikale Öffnung der Schule zur Folge haben. Und zwar für alle Schüler, nicht nur für die sogenannten Hochbegabten. Die lässt man schon heute über die Kletterwand der Hauptfächer aufsteigen und eröffnet ihnen dort oben dann eine saftige Alpweide vielfältiger Bildungsmöglichkeiten. Aber für Astronomie, für Fotografie oder für Theater könnten sich durchaus auch andere Kinder interessieren als die mit den guten Hauptfachnoten. Und die Lehrerin? Die würde weniger Stoffvermittlerin oder Kontrollleurin, aber mehr Lernfachfrau, «Ermöglicherin» sein. Sie vermittelt, wie man lernt, wie man an Informationen kommt, und sie ermöglicht vielfältige, lustvolle Betätigung – eine wunderschöne, lohnende Aufgabe.

Die Resultate unserer Bemühungen? Da kann ich Ihnen vom Märtplatz berichten. Rund 50% unserer ehemaligen Märtplätzerinnen, die mit massiven psychischen oder sozialen Problemen, mit Diagnosen wie Depression oder Schizophrenie oder nach misslungenen Drogenentzügen zu uns gekommen sind, leben heute ohne jede Unterstützung durch die öffentliche Hand. Weitere mehr als 30% nehmen ebenfalls auf irgend eine Weise am Erwerbsleben teil. Mit anderen Worten: 80% unserer ehemaligen Märtplätzer sind erwerbsmässig tätig. Das ist in unserem Bereich eine sehr hohe Quote.

Die Vielfalt pflegen statt die Stapelbarkeit üben. Welche Auswirkungen hätte ein Umbau der Schule, wie ich ihn hier vorschlage? Versuchen wir das vorsichtig abzuschätzen.

– Bei den jetzt schwachen Schülern würde vermutlich sehr viel Leid vermindert. Sie würden sich nicht als schwach erleben, als ausgestellt und abgestempelt, und der Druck, der auf ihnen lastet, wäre geringer.

– Statt schwacher, durchschnittlich begabter und hochbegabter Kinder sässen in der Schule einfach Kinder, die in unterschiedlichem Tempo ihre unterschiedlichen Fähigkeiten entwickeln. Dies würde für alle eine Entlastung bedeuten, für die Schüler aller Schattierungen, für deren Eltern und auch für die Lehrer. Auch diese Entlastung könnte zur Leidverminderung wesentlich beitragen.

– Das bedeutet nicht, dass eine solche Schule konfliktfrei wäre. Etwas weniger Gewalttätigkeit würde vermutlich spürbar. Aber an den auftretenden Konflikten liesse sich «für das Leben lernen». Innerhalb der Schule wäre wohl ein Anwachsen des Gemeinsinns festzustellen.

– Für die Lehrerinnen und Lehrer würde es bedeuten, dass sie zu Lernfachleuten werden und nicht mehr alles besser können und wissen müssen. Das wäre vermutlich ebenfalls eine Erleichterung. Längerfristig änderte sich wohl das innere und das äussere Bild des Berufs. Es würden noch andere Leute, mit anderem Hintergrund, den Beruf ergreifen und formen.

– Ob die Eltern von einem solchen Umbau angetan wären, lässt sich schwer sagen. Vermutlich tauchten zunächst viele Ängste auf, vor allem Zukunftsängste. Diese müssten ernst genommen und gemeinsam sorgfältig bedacht werden.

– Gemeinsam mit den Schulbehördemitgliedern, gleichgültig ob haupt- oder nebenberuflich und auf welcher Stufe, müssten neue Formen der verantwortlichen Zusammenarbeit entwickelt werden, welche die bisherigen Kontrollfunktionen ersetzen könnten. Ob sie das als

Erleichterung oder als Erschwernis betrachteten, bliebe abzuwarten.

- Die Erwachsenenwelt (Wirtschaft, Gesellschaft, Staat) würde aufs Ganze gesehen vermutlich von eigenwilligeren, lernbegierigeren, weniger beschädigten jungen Menschen betreten. Ob sich auch der Gemeinsinn in der Gesellschaft vermehrte, ist wahrscheinlich, kann und soll aber nicht versprochen werden. Man darf die

Wirkung der Pädagogik auf die Welt nicht überschätzen.

- Und nicht zuletzt: Der Märtplatz würde endlich überflüssig.

Keine Frage, ihre Ziele würde eine solche Schule erreichen können. Am Märtplatz erleben wir das, bei all den Fehlern, die wir natürlich auch machen. Und unsere Lehrlinge sind weiss Gott unter erschwerten Be-

dingungen aufgewachsen. Wenn aber etwas unter schwierigen Umständen funktioniert, dann funktioniert es auch unter Bedingungen, die weniger schwierig sind. Wenn ich mit einem Gefährt in der Antarktis oder in der Sahara herumkutschieren kann, komme ich mit grösster Wahrscheinlichkeit damit auch von Zürich nach Chur. Es sei denn, ich bleibe irgendwo im Stau stecken und erhalte so Gelegenheit, meine Stapelbarkeit unter Beweis zu stellen.

Jürg Jegge: «Die Krümmung der Gurke. Menschen – nicht stapelbar»

«Unsere Stärken sind Schwächen.»
Ludwig Hasler

Reflektierte Praxis – praxisrelevante Reflexion

Das könnte als Motto über diesem Buch stehen. Es klingt beeindruckend. Und kein Wort Deutsch ist dabei. Aber der enge Zusammenhang zwischen Denken und Tun ist wichtig. Denn meist fehlt es, nach einem Wort des Kulturosoziologen Wolfgang Engler, «...an der Entschlossenheit, die Dinge nicht nur beim Namen zu nennen, sondern auch beim Schopf zu packen.» Oder, andersherum: Es genügt nicht, keine Gedanken zu haben und die unverständlich auszudrücken; man muss auch unwillens sein, sie umzusetzen.

Das neue Kompendium – 30 Jahre nach «Dummheit ist lernbar» – ist zugleich ein Buch über die Schulwelt und über den Märtplatz im Zürcher Unterland. Und es ist auch eines über die Arbeitswelt, in die Schüler und MärtplätzlerInnen hineinwachsen. Was passiert später mit den unhandlichen jungen Leuten? Was passiert mit all denen, die nicht stapelbar sind?

Ist Dummheit immer noch lernbar? Ja.

Mein erstes Buch, die «Dummheit», erschien 1976. Es berichtete von «Schulversagern», von Kindern, an denen die Schule versagt hatte. Damals sassen rund 4 Prozent aller Schulkinder in Sonderklassen. Heute sind es 6,2 Prozent. Man nennt das Schulentwicklung.

Das Buch, ältere Semester erinnern sich vielleicht, wurde ein Erfolg. Das lag sicher zu einem Teil am Titel. Aber das Interesse

ging weit über den Titel hinaus. Stapel von Briefen bewiesen es. Unzählige fühlten sich mitbetroffen vom Leid einer vergleichsweise kleinen Gruppe von Kindern. Immer wieder stand da: Ich selber war kein Sonderschüler, aber ich habe diesen Schmerz auch erlebt. Ein deutscher Medizinprofessor im Ruhestand schrieb, er habe zwar den Zweiten Weltkrieg mitgemacht, aber seine Albträume handelten nach wie vor von der Schulzeit. Offenbar war etwas zur Sprache gekommen, das viele Leute bewegte.

Die Resultate sind ergreifend:

«Es genügt, den Vornamen eines Kindes von «typisch Oberschicht» (Mike) zu «typisch Unterschicht» (Anton) sowie die soziale Stellung seines Vaters zu ändern, und prompt wird es eher in eine Sonderklasse versetzt statt ambulant heilpädagogisch gefördert. Und es genügt, den Vornamen eines Kindes von «typisch schweizerisch» (Lukas) zu «typisch albanisch» (Bekir) sowie die ethnische Zugehörigkeit seiner Familie zu ändern, und siehe da: Das Kind wird eher in einer Sonderschule für Lernende mit Verhaltensauffälligkeiten platziert und nicht für eine Beratung oder für eine Therapie angemeldet.»

Sehr viel scheint sich seit Anno Dummheit nicht verändert zu haben.

Jürg Jegge

Inhalt

I. Schulwelt

Ist Dummheit immer noch lernbar?

Erwachsene, die der Nachsicht bedürfen. Etwas über Autorität.

Der richtige Mensch an den richtigen Platz. Über Selektion.

Lieber reich und gescheit als arm und krank. Anmerkungen zur Debatte über Hochbegabung.

«Gesundheit ist eine Stoffwechselerkrankung». Einige Bemerkungen über Normalität und Fehlerhaftigkeit.

Schliesslich: Die offene Frage

II. Märtplatz

Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans im Glück

Orange oder Matratze oder Was machen wir anders als andere und warum?

Von Entenrennen und anderen närrischen Dingen

Die GZS-Methode. Ein Bisschen Lebenshilfe. Traktat über Drogen

Sélection Märtplatz

«Ja, ich arbeite wirklich gerne so.»

Der Märtplatz im Urteil der Lehrlinge.

Wie so ein Erfolg zustande kommt.

Von Statistiken.

Atelier A

III. «Arbeits»welt

Arbeit: Mues Schaffe en Chrampf sii?

Keine Arbeit oder Über den diskreten Charme der Frührente

Erwerbslosigkeit als Einnahmequelle

Arbeit mit Krücken oder Vom Unsinn der Substitution von Arbeitsplätzen

Ein seltsames Tier: der politische Wille

